

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Auf den ersten Blick hatte Bassow in dem zornigen Manne Herrn von Breitenbach erkannt, und auch die Worte waren so deutlich zu ihm gellungen, daß er jede Silbe verstand. Um so unklarer war die Antwort eines der Männer; gleich aber schrie Breitenbach wieder auf das Wasser hinaus: „Das Boot soll nicht benutzt werden, ich habe das bereits ein paarmal verboten. Es ist undicht und hat gestern schon Unheil gestiftet. Ich will, daß kein weiteres Unglück passiert. Kommt sofort ans Land — aber sofort!“

Er war so aufgeregt, seine Augen blühten so scharf, sein Gesicht war so bleich, daß es Bassow verständiger schien, den Wütenden sich erst ein wenig beruhigen zu lassen, bevor er ihm entgegentrat. So zog er sich noch etwas mehr hinter den Baum zurück, dessen dicker Stamm ihn vollständig nach jener Seite hin deckte, ihn aber beobachten ließ, was er sehen wollte. Links von ihm, mit ungefähr zehn Schritte weit, führte ein hölzerner Steg in den See hinein. Dort ragte auch der Pfahl aus dem Wasser, an dem das Boot angeleitet gewesen war; dorthin lenkten die beiden Männer auf den Befehl ihres Herrn das Fahrzeug zurück. Der eine von ihnen kam schwerfällig zuerst heraus, um es wieder anzuleiten und festzuschließen, der andere blieb noch darin zurück und fing an, mit seinem alten Hut Wasser heranzuschöpfen, das Breitenbachs Aeußerung über die Undichtigkeit des Bootes bestätigte.

Dieser war bis an den Anfang des hölzernen Steges herangetreten und fragte nun, ein wenig beruhigter, aber noch immer mit strenger, zorniger Stimme: „Was wolltet ihr auf dem Wasser? Wer hat euch den Schlüssel zum Boot gegeben? Redet!“

Jetzt war der Mann, der zuerst ausgestiegen war, bis nahe zu Breitenbach herangekommen. Er hatte den Hut abgezogen und hielt ihn verlegen zusammengedrückt in den Händen.

„Ja, das ist so gewesen, gnädiger Herr,“ begann er stockend. „Was mein ältester Junge ist, der Heinrich, der ist doch gestern abend hier ins Wasser gefallen —“

„Ich weiß das. Weiter.“

„Na, ihn selbst hat ja der Ludwig Winter zum Glück wieder herausgezogen, ehe daß es zu spät gewesen ist. Aber seine Mütze hat mein Heinrich bei der Geschichte verloren, seine neue Mütze, die meine Frau vor vierzehn Tagen erst zu seinem Geburtstag gekauft hat. Und weil man doch zwei Mark fünfzig nicht gern einbüßt — so viel hat nämlich die Mütze gelostet, es war ein gutes Stück —, darum bin ich heute früh gleich zum Herrn Verwalter gegangen und habe ihn gebeten, ob er mir nicht den Schlüssel zum Boot geben wollte. Zuerst hat er gesagt, der gnädige Herr hätten

verboten, daß man das Boot benutzte, — ganz wie der gnädige Herr selbst eben gesagt haben —, aber wie er dann gehört hat, um was es sich handelt, hat er mir doch den Schlüssel gegeben und hat mir gesagt, wir sollten man bloß vorsichtig sein, daß nichts passiert.“

„Und haben Sie die Mütze gefunden?“

„Nein, gnädiger Herr, bis jetzt leider nicht. Sie mag sich wohl voll Wasser gesogen haben und ist untergegangen oder auch der Wind hat sie irgend wohin getrieben, wohin wir noch nicht gekommen sind. Aber wie das manchmal so geht, wir haben was anderes gefunden, was wir gar nicht gesucht haben.“

„Was denn — was denn?“

„Ja, Philipp, gib mir mal das Dingsda her, das wir gefunden haben. Was es eigentlich ist, wissen wir nämlich selber noch nicht, wir haben es noch gar nicht genauer angesehen, weil wir doch nur darauf aus waren, meinen Heinrich seine Mütze zu finden. So, das ist es, gnädiger Herr.“

Der mit „Philipp“ angeredete Arbeiter hatte ihn hergereicht, was bisher auf dem Boden des Bootes verborgen gelegen hatte, und der Vorarbeiter Christian Rißen hielt nun den nassen, triefenden Gegenstand seinem Herrn entgegen.

Breitenbach wich davor einen halben Schritt zurück, als wenn er fürchtete, sich zu beschmutzen, und sagte mit gleichgültigem Ton: „Ein altes, nasses Tuch, — das werft nur wieder ins Wasser.“

„Ja, es ist aber schwer, es muß was darin sein.“

„Was darin? Steine vielleicht.“

„Nein, so fühlt sich's nicht an, gnädiger Herr. Wie werden es aber gleich wissen, wenn ich es aufknoten darf.“

Breitenbach zuckte nur mit den Achseln und bewegte seinen Spazierstock ungeduldig hin und her, aber der Arbeiter nahm sein Schweigen als Erlaubnis und löste bedächtig den Knoten, um dann mit einem Ausruf des Erstaunens die Gegenstände zu betrachten, die sich ihm zeigten. Ein goldenes Blech drang aus dem nassen, vom Schlamm gebräunten Tuch hervor, und mit vorsichtiger Fingern hob der Arbeiter eine goldene Uhr mit schwerer Kette zuerst in die Höhe.

„Darf ich das auch einmal mit anschauen?“ Es war Bassow, der diese Frage tat. In seinem Geiste hatte sich eine Reihe von Schlüssen rasch aneinander geknüpft. Noch klangen die Worte der Baronin vom vergangenen Abend in ihm nach: „Dort, woher dieser Schrei kam, ist mein Mann ermordet worden.“ Der Ursprungsort aber des Schreies war inzwischen bekannt geworden; es fehlte nur noch die letzte Probe, die der in Bassows Hand blitzende Revolver leisten sollte. Und aus dem Gedanken, daß wirklich hier am toten See sein Vetter den Tod gefunden habe, folgte für ihn selbst — allen Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz — unwillkürlich die Vermutung, die gerade hier gefundenen Gegenstände könnten in Beziehung stehen zu

jener mörderischen Tat. Sein Wunsch, das Dunkel aufzuheben, war aber viel zu groß, als daß er versucht hätte, nun erst sein Erscheinen hier vorsichtig anzukündigen. Rasch und brüsk trat er mit seiner schnellen Frage hervor.

„Was — wer ist da?“ Jäh fuhr Breitenbach zu ihm herum; seine Worte klangen beinahe wie ein ersticker Schrei. Auch mußte die Aufregung von vorn immer noch in ihm nachzittern; denn sein Gesicht war in diesem Augenblick totenbleich. Mit einem tiefen Atemzug aber gewann er schnell die Fassung zurück, erzwang ein Lächeln und sagte mit ganz verwandeltem Ton: „Ah, Sie sind es, Baron. Das trifft sich gut. — Sie kommen hier gerade recht zu einer interessanten Sache. Sehen Sie nur, was die Männer eben im Teich gefunden haben, — sie behaupten wenigstens, daß es hier im Wasser gelegen hat.“

„Sie haben es gefunden,“ sagte Bassow rasch und fest. „Ich war Zeuge davon.“

„Zeuge — wirklich?“

„Allerdings. Ich habe schon eine Weile dort am Baume gestanden und ihnen zugehört.“

„Also ein wenig Verteden gespielt, Baron?“

„Es war kein gutes Lächeln, womit er Bassow betrachtete.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, es so zu nennen, Herr von Breitenbach, so steht dem nichts im Wege.“

Auch sein Ton war jetzt kalt und scharf geworden. Aber gleich lenkte der Anblick der gefundenen Gegenstände seine Gedanken in andere Richtung.

„Mein Gott,“ rief er aus, „ich glaube wahrhaftig, hier haben wir die Sachen, die meinem Vetter geraubt worden sind! Eine Uhr, ein Portemonnaie, ein goldenes Falzbein —“

Breitenbach schien sich den Fall noch zu überlegen; er sprach bedächtiger und ruhiger als Bassow. „Wirklich — Sie können recht haben, es ist nicht unmöglich. Wenn ich mir die Sachen genauer ansehe — ja, dieses Falzbein habe ich häufig auf dem Schreibtisch meines armen Freundes liegen sehen. Uhr und Portemonnaie könnten immer noch käuflich, aber dies Falzbein ist in der Tat ein Beweis. Wirklich, wir haben hier die gestohlenen Sachen. Das ist ein wichtiger, sehr wichtiger Fund!“

Bassow war nahe zu dem Arbeiter herantreten, der das Tuch vorsichtig ausgebreitet hielt, und hatte einen Ripfel davon genauer beichtigt. „Und sehen Sie die Decke hier an! Irgend jemand hat mir erzählt, auch eine kleine Tischdecke sei mit verschwunden gewesen. Dies ist sie, ganz bestimmt! Von dieser Stickerei mit ihrem Weinlaubmuster habe ich auch gehört. Nun wissen wir, wozu der Mörder die Decke gestohlen hat.“

„Gewiß, auch mir hat man davon gesagt. Aber — was bedeutet der Revolver in Ihrer Hand?“

Breitenbach hatte zu Anfang mit seiner überlegenen Bedachtsamkeit gesprochen wie immer. Um so auffallender war es, daß er die letzten Worte nun jäh, wie voller Schrecken hervorstieß. Offenbar waren seine Nerven immer noch stark erregt.

Bassow lachte ein wenig. „Sie erinnern mich zur rechten Zeit an ein Vorhaben, Herr von Breitenbach, das ich beinahe vergessen hätte. Gestatten Sie — wir sind hier auf Ihrem Grund und Boden — daß ich diesen Revolver an dieser Stelle abjehse?“

„Wenn es Ihnen Spaß macht, warum nicht? Aber darf ich fragen —“

„Leider muß ich Ihnen vorläufig die Antwort darauf schuldig bleiben. Es handelt sich um ein Geheimnis.“

„Lieben Sie die Geheimnisse, Baron?“

„Mitunter, — wenn sie den Zweck haben, Nutzen zu stiften. Darf ich trotz des Geheimnisses um Ihre Genehmigung bitten?“

„Gewiß.“ Kurz und kalt klangen die beiden Sätze, kalt und hart war der Blick seiner Augen.

Aber Bassow sah nicht auf ihn. Den Revolver hochhebend, schoß er über sich in die Luft, und er freute sich, daß ein heftiger Windstoß, der das Wasser des Sees aufpeitschte, gerade in dem Augenblick auf ihn einströmte, der Rang des Schusses aufgriff und mit sich trug.

„So, das wäre geschehen. Und nun ist wohl das wichtigste, daß auch die Baronin von dem Fund erfährt.“

„Ich wollte das eben sagen,“ antwortete Breitenbach. „Gleich will ich selbst mit hinübergehen, — oder darf ich Sie bitten, Baron, die Botschaft auszurichten? Ich habe von rechts wegen im Augenblick wenig Zeit. Mein Weg

hat mich zufällig hier vorbeigeführt, weil ich nach den Klampen hinüber wollte. Und auf Ihre Sorgfalt kann ich mich in dieser wichtigen Angelegenheit ja wohl verlassen.“

Bassow hob den Kopf. Unwillen bligte in seinen blauen Augen auf. Der leise Zweifel in Breitenbachs letzten Worten hatte trotz der scheinbaren Höflichkeit sein Ohr verlegt.

„Unbedingt, Herr von Breitenbach. Niemand ist froher als ich, wenn die dunkle, traurige Sache sich endlich auflärt, und niemand würde lieber den Mörder seinem verdienten Schicksal überliefern.“

„Ganz wie Sie spräche ich selbst, wenn ich an Ihrer Stelle und Erbe der schönen Besingung des Verstorbenen wäre. Den Man dort“ — er wies mit einer Handbewegung auf den Arbeiter, der die nasse Decke hielt, — „werde ich Ihnen mitgeben, damit er Ihnen die Sachen hinüberträgt.“

„Ich danke für Ihre freundliche Absicht, Herr von Breitenbach. Aber ich möchte Ihnen gleich einen Beweis meiner Sorgfalt bei dieser Angelegenheit geben. Ich vertraue den Fund von diesem Augenblick ab niemandem an als mir selbst. In meiner Hut wird er bleiben, bis ich ihn dem Gericht überliefere.“

„Bravo, Baron! Ich sehe, die Sache ist in besten Händen. Und nun entschuldigen Sie, wenn ich mich Ihnen empfehle, meine Zeit ist heute leider sehr knapp. Und meine besten Grüße der Witwe meines Freundes.“

„Ich werde sie ausrichten.“ Bassow küßte leicht seinen Hut und folgte noch kurze Zeit mit den Blicken Breitenbachs hoher Gestalt, wie sie, ohne umzuschauen, auf dem schmalen Pfad am Teichufer mit großen Schritten rechts hin einherging. Dann barg er den Revolver in der Tasche und nahm von dem Arbeiter die Decke mit ihrem Inhalt entgegen. Behutsam die vier Ecken wieder zusammenfassend, ging er nun eilig auf Schloß Gorchim zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gonger.

Skizze von Balista Eujig (Güstrow).
(Nachdruck verboten.)

Leise stieg die Nacht über die See.

In tiefer Ruhe lag die Hallig da, eingebettet in die weichen Wellen wie ein Kind im Mutterarm.

In den Lüften war ein Brausen, das sich mit dem der See zu klangvollen Akkorden vermischte.

Das war das Wiegenlied der Hallig.

Und die Dunkelheit kam dahergerauscht wie eine Königin, die über die Warften ihren Samtmantel breitete. Die Leuchtfeuer der Inseln waren wie mächtige Sterne darauf geschild.

Nichts war zu hören als das geheimnisvolle Brausen — nichts zu sehen als diese königliche Finsternis.

Sigrid Boyen ging heim. Zum erstenmal in ihrem Leben schauerte sie ein wenig beim einsamen Wandern über die geliebte Hallig. Aber sie schüttelte die Jagheit ab. Die kam nur von den alten dummen Geschichten, die sie bei Peer Hinrichsens erzählt hatten. Sie glaubte so gerne dort. Bei dem alten Peer Hinrichsen und seiner Frau Solve war es so heimlich wie auf einer anderen Warft. Darum fanden sich auch Winters und Sommers jeden Abend viele bei den Alten ein. Peer Hinrichsen, der alle Weltmeere befahren hatte, erzählte gern schnurrige Seemannsgeschichten, aber seitdem der Krieg wüthete, wollte die alte Frölichkeit nicht mehr aufkommen. Gerade diese Hallig war schwer betrosfen worden. Ihre jungen Burschen lagen mit dem Grafen Spee drunten auf dem Meeresgrund bei den Falklandsinseln. Aber da ward kein Magen und Zammern laut — die Väter und Mütter wußten den heldenhaften Seemannstod zu weeten, nur die Stimmung war gedämpfter. Man sah stiller bei den Teepfänchen und besprach bedächtigt die Weltlage oder erzählte ernste Geschichten.

Deute nun war die Rede vom Gonger gewesen. Nach jener Schlacht im Südmeer war er zu allen gekommen, die einen Angehörigen auf den Schiffen gehabt hatten. Am Abend, als sie in ihren kleinen Häusern gesessen, hatten sie deutlich Schritte vor der Thür gehört und dann ein leises Pochen am Fenster. Und als sie hinausgetreten waren zu sehen, was es gäbe, hatten sie nur eine kleine Wasserlade bemerkt. Da hätten sie gewußt, daß ihr Sohn den Tod gefunden habe. Deute hatten sie bei Peer Hinrichsen davon gesprochen. Aber merkwürdigerweise hatte sich der Gonger damals zugleich mit einem frischen Brausen gemeldet. So als wenn einer Hurra geschrien hätte, war' es bei ihm am Fenster vorbeigesauht, und da hatt' er gleich gewußt, daß sein Harro den Engländern zum Opfer gefallen war', erzählte Jan Jensen, während es in seinen Augen ganz seltsam glänzte und glühterte. Wichtig hatt' auch, wie er vor das Haus getreten sei, eine Wasserlade im Weg gestanden. Dasselbe habe Sven Overjer

erlebt. Und dann habe es ja der Pastor aus der Zeitung vorgelesen, wie all die frischen Jungen auf der „Scharnhorst“ mit „Hurra“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ in die Tiefe gegangen seien. Ja, es war doch gut, daß sie den Gonger hatten. Da konnten sie gleich ein Vaterunser sprechen, lange bevor die amtliche Nachricht gemeldet wurde.

Wie sie an solche Geschichten glauben könnten — solchen Aberglauben, ereiferte sich Sigrid Bogen von der Lönnswart.

Ja, sie sei eine Neumodische, eine, die auf dem Festland herumgekommen sei, entgegnete Jan Jensen, aber Peer Hinrichsen, der doch noch ein wenig weiter gesetzt sei — der glaube dran, nein, er wisse es, daß es den Gonger gäbe. Und sie solle man nicht trocken — auch zu ihr könne er kommen und dann würde sie anders sprechen.

Ja, das würde sie, meinten alle anderen und auch Peer Hinrichsen und Sölve nickten mit den Köpfen.

Da hatte sich Sigrid verfährt, daß sie bleich wie eine Kalkwand geworden war und ihre Füße hatten so gezittert, daß sie nicht aufstehen und herausgehen konnte, wie sie gerne gewollt. Und sonst war sie doch die stärkste Frau auf der Hallig. Sie hatte ihre Wirtin von den Eltern geerbt und bewirtschaftete sie allein. Wenn die Sturmflut kam, warf sie die vollen Sandsäcke auf den Brunnen und vor die Tür, was mancher Mann nicht ohne Hilfe zuwege brachte. Sie war groß und lager und auch in ihrem Antlitz lag etwas männlich Verbes, aber wenn sie die Augen, die sie fast immer gekent trug, aufschlug, leuchtete daraus weiche Milde und Güte. Selten loderten sie im Zorn auf. Wenn sie es aber tat, war es wie Wetterleuchten.

Es hatte ihr an Bewerbern nicht gefehlt. Sie wählte unter allen einen, der jünger war als sie, den Hinnerk Bogen, der eben von S. M. Schiff „Scharnhorst“ gekommen war, wo er seiner Dienstpflicht genügt. Während ihres Verlobnisses und kurze Zeit nach der Trauung hatte Sigrid manchmal gedacht, das Glück müsse sie erschlagen. Aber lange währte das nicht. Hinnerk Bogen war ein heißes Blut und hatte noch längst nicht ausgetobt, als er zum Altar schritt. Da kam es zu harten Kämpfen. Sigrid wollte ihn ganz für sich haben, und Hinnerk schwärmte gern auf dem Festland und den anderen Halligen umher, wenn etwas dort „los war“.

Und einmal war Sigrids Zorn losgebrochen wie ein Gewitter. Zum ersten Male solange er sie besah. So fand er sie schön und begehrenswert! Sie war zu weich gewesen — zu zärtlich bisher. Das hatte ihn ermüdet. Jetzt — jetzt, wo ihre weichen, milden Augen ihn anlockerten — jetzt wollte er sie an sich pressen, aber sie stieß ihn weg — sie wies nach der Tür und da —

O, sie sah ihn, wie sie jetzt einsam und bebend über die Hallig ging — sah ihn, wie er damals zusammengezuckt und erbleicht war. Einen Augenblick hatte er getaumelt — dann hatte er sich zusammengerissen und war stolz und trotzig gegangen. Aber vorher hatte er sie noch mit einem Blick angelesen — mit einem Blick, den sie ihr Leben lang nicht vergessen würde und wenn es hundert Jahre währte. Man hatte sie ihn rufen wollen, aber die Stimme verlagte ihr. Sie brach in die Knie — sie wollte schreien — und konnte nicht.

So sah sie ihn gehen — die schöne hohe Gestalt aufgerichtet, die Hände geballt und in die Luft werfend, als mache er dem Himmel ein Gelübde.

Nicht einmal sahen die blinkenden, blauen Augen zurück. Das hatte noch keiner gewagt — ihm die Tür zu weisen! Und sie fühlte es, daß dieser Gedanke jetzt wild an ihm nagte — fühlte es in brennender Reue.

Wochen vergingen — der Krieg kam. Da erhielt sie die kurze Nachricht, daß er eingezogen sei und auf einem U-Boot Dienst tue.

„Wart' mit der Scheidungsfrage. Vielleicht nimmt mich der blanke Hans und dann bist du auch so von der Kette erlöst, die du dir auferlegt hast,“ hatte er höhnisch geschrieben.

„Ich warte auf dich, und wenn du heimkehrst, wird dich die Wirtin als ihren Herrn empfangen,“ hatte sie ihm kurz geantwortet.

Ihre Seele fühlte sich befreit, als sie sich so gedemütigt. Keine Antwort! Nur einmal kam ein Bild von seinem U-Boot.

„Mein Weib,“ hatte er darunter geschrieben.

So liebte er das Boot.

Und sie ihn in desto heißerer Blut, je trotziger er war. Und gestern abend — gestern, als sie allein in ihrer stillen Kammer gesessen — allein vor seinem Bild, das Hinnerk in seiner schmutzigen Seemannsuniform darstellte — da hatte sie Schritte auf dem Kiesweg vernommen und bald darauf ein leises Bogen an ihrem Fenster. Und als sie mit ihrer Laterne in den Nebel hinausgetreten war, hatte sie nur eine kleine Wasserlache auf dem Brplatz bemerkt. Wie die Arie gezittert hatten und das Herz geschlagen! Aber sie riß sich auf. Es hatte am Tage etwas geregnet und der Nebel schlug nieder. Da war es ganz natürlich, daß sich das Wasser in kleinen Vertiefungen ansammelte.

Die Geschichten heutzutage bei Peer Hinrichsen waren ja lächerlich! Nein, sie wollte nicht daran glauben und warf den Kopf zurück.

Als sie nun an ihre Haustür trat, hörte sie deutlich, wie sich vor ihr Schritte leicht und rasch entfernten und einer leise ihren Namen rief. Und als sie näher auf den Kiesweg sah, stand

wieder eine Wasserlache dort. Sie lehnte wie geschlagen an dem Pfosten.

„Er kommt,“ hörte sie Jan Jensen sagen, „der Gonger kommt so lange, bis du an ihn glaubst und deinem Liebsten einen Kranz in die Wellen geworfen hast.“

Rühsam öffnete sie die Tür, und drinnen in ihrer Kammer brach sie zusammen.

„Jetzt ist's vorüber,“ jammerte sie, „jetzt ist er gegangen — ohne Vergebung und ohne Verzeihen — — —“

Und sie rang die starken Hände, bis sie schmerzten.

Aber nach und nach kam Frieden über das verzweifelte Weib.

„Der Gonger,“ flüsterte es.

War es nicht ein Beweis, daß Hinnerk Bogen lebte, wie alle anderen, die in die Tiefe gegangen? Es gab keine Vernichtung, und sie würde ihn wiederssehen.

Dann würde er ihr auch verzeihen, denn nun sah er ihre Reue, sah bis in die Tiefen ihrer Seele.

Und sie dankte ihrem Gott, daß es den Gonger gab.

Am nächsten Morgen schien hell die Sonne, und die Halligserchen jubilierten. Da ging Sigrid und pflückte die hellleuchtende Bondestabe und die silberne Halligwermut und wand davon einen Kranz. Dann ging sie zu Peer Hinrichsen und Jan Jensen und sagte zu jedem, ihnen die Hand reichend:

„Den Gonger gibt's, und er war bei mir.“

Weiter nichts, und ehe sie antworten konnten, war sie wieder gegangen.

Noch aufgerichtet, singend schritt sie zum Briel an ihr Boot, löste es und sprang hinein. Dann setzte sie die Segel bei und tauchte hinaus in die Flut. Da sie das oft tat, wunderte sich niemand darüber. Aber Jan Jensen folgte ihr mit seinem Fernrohr. Sie war ihm so merkwürdig erschienen.

Aber sie blieb lange draußen, und er konnte sie nicht fortwährend beobachten. Als gegen Mittag plötzlich ein Wind sich erhob und dunkle Wolken über die Hallig jagten, warf er seinen derbsten Seemannsfluch in die Luft.

„Sigrid ist noch nicht zurück, und ihre Nuschale hält einen Sturm nicht aus,“ brummte er vor sich hin, während sein Fernrohr die See absuchte, ohne etwas zu finden. Mit seinem sturmerprobten, weichen Herzen fühlte er, daß sich Juchstbares vollzog.

„Wir hätten sie nicht lassen sollen,“ sagte er zu seiner Frau.

„Sie kommt wieder,“ entgegnete diese beruhigend.

„Ja, aber wie,“ fuhrte Jan.

Jetzt bäumte sich die See auf und jagte weiße Schaumkämme ans Land.

Sigrids Boot trieb draußen in den Wellen — leer — daneben der Kranz von Bondestabe und Halligwermut.

Am nächsten Sonntag verlas der Pastor in dem kleinen Halligkirchlein, daß auch der Hinnerk Bogen von der Lönnswart den Selbsttod fürs Vaterland gestorben sei und daß ein Unglücksfall seinem Weibe das Leben genommen. Sigrid Bogens Boot war auf hoher See gekentert.

Jan Jensen wußte es besser. Aber es war doch gut, daß Sigrid vor ihrem Tode noch an den Gonger glauben gelernt hatte.

Brot und Stein.

Von Alfred Richard Meyer, s. Zt. im Felde.

(Nachdruck verboten.)

Abend in Gent. Man weiß manchmal nicht, ob man durch das 16. oder 17. oder 18. Jahrhundert geht. Aber das schadet nichts. Man ist jedenfalls für eine Stunde aus der Gegenwart herausgenommen. Und wäre das nicht schon viel, und sollte man deshalb nicht schon aufrichtig dankbar sein? Man geht über die Leie. Man steht plötzlich auf der Place Saint-Pharaïdis. Hoch ragt über sein Giebelmann Neptun mit dem Dreizack — die monumentale Fassade des Fischmarkts. Rechts daneben die Renaissance des Hospiz Wene-maer mit der vergoldeten Statue des heiligen Laurentius. Die Kirche der Schutzpatronin von Gent aber, die Kirche der Heiligen Pharaïdis — sie stand in einem Alter von 90 Jahren Anno 710 — ihr Tag ist der 4. Januar — ist verschwunden; einige wenige Reste sind in die Häuser zur Linken eingemauert. Wie ein zum Sprunge geducktes Ungeheuer wächst gegenüber das Schloß der Grafen von Flandern aus der Dunkelheit. Was aber noch blieb, ist die Legende der Heiligen Pharaïdis, wie sie Brot in Steine verwandelte. Ein Wunder, das sich in 16. Jahrhundert zu Gent wiederholt haben soll. Eine arme kranke Frau bat für ihr kleines Kind Brot von ihrer reichen und geizigen Schwester, die jenen lieblos erwiderte: „Nein, ich habe keines. Und wenn ich Brot bei mir oder zu Hause im Kasten habe, so soll es geschehen, daß es sich in einen Stein verwandelt.“ Man erzählt, daß dieses Gelübde allfogleich fürchtbare Wirklichkeit geworden sei, daß die reiche Geizige dann des Hungertodes gestorben wäre, da sich jedes Brot unter ihren Händen in einen Kieselstein verwandelte, wie man sie noch heute in einer Kirche bei Gent aufbewahren soll, und daß es wiederum die Heilige Pharaïdis gewesen sei, die in Gestalt der Armen und Kranken jener Reichen und Geizigen die Probe auf-erlegt habe.

Was hat das aber alles mit uns und unserem Krieg zu tun? fragt es bereits in dem einen oder anderen. Was soll uns eine Legende in diesen Tagen nacktester Wirklichkeit? Wir haben trotz

aller Hinterlist der Feinde unser Brot. Wir haben Ehrfurcht vor unserem Brot. Wir wissen genau, daß Brot ebenfogat eine Waffe ist wie Schwert und Kugel.

Wir haben unser Brot? Wohl dem, der diesen Satz sagen kann. Wohl dem, der nicht weiß, daß gerade in diesem Kriege für manchen Kamerad auch einmal der Tag, die Stunde da war, wo er nichts hatte, seinen schneidendsten Hunger zu stillen, wo es immer lauter und verzweifelter in ihm schrie: Brot, Brot!

Es war in Rußisch-Polen. In einem Frühlings, der mehr Winter als Sommer war. In Scheunen, deren Wände handbreit auseinanderklafften und die messerscharfe Wit der Weichselwinde und der Weichselälte hereinkulierten. Nächte, in denen wir sehr edent Schlaf und Traum starr und steif dalagen, aus denen wir uns dennoch Kampfschaft rissen, zu neuem Tag, zu neuem Tun an unserer Aufgabe: Weichselstellung II. Unsere Deere standen damals noch weit von Warschau. Weichselstellung II, man erzählte sich von Hindenburgs Absicht, die Russen hier über den fast einen Kilometer breiten Fluß zu locken und ihnen dann herab von den Höhen von G... das furchtbare, vernichtende Bad zu bereiten. Berge wurden abgetragen, um sie an einer anderen Stelle wieder aufzuhügeln. Wälder verschwand, um eine Woche später links oder rechts als Mäken für die Feldgeschütze wieder aufgebaut zu werden. Unsere Artie schlugen schmale Sämeisen für den eisernen Flug der Maschinengewehre durch das Dickicht der jungen Buchen und Fichten. Harte Tage, besonders hart, wenn einmal das Kommissbrot ausblieb und wir auf das Knabbern der eisernen Brotsäcke angewiesen waren. Das höchste heiße Hahnen-Hodenfuppe, mittags auf irgend einem Misthaufen oder am Straßengrabenrand gierig heruntergelöffelt, sierte nicht über den Hunger. „Morgen vielleicht wird es wieder Brot geben!“ Dieser Trost mußte uns das Abendessen ersetzen, denn wieder die Nacht folgte und die Kälte und der Wind, nicht aber der Schlaf und der Traum. Und am anderen Abend war dann wieder hart des Brotes nur der nackte Trost für uns da: „Morgen vielleicht wird es wieder Brot geben!“ Morgen, morgen, nur nicht heute!

Eines Mittags war das Gerücht da, das Gerücht, der Jude, der Krämer, dessen niedrige Stube mit den paar kleinen Rädchen Salz, Zucker, Streichhölzer, mit den paar kleinen Flaschen jungen Bieres man kann einen Laden nennen konnte, habe Weißbrot, Weißbrot, das Stück für sechzig Pfennig, aus einzigen weit von der Straße liegenden Dörfern zusammengekauft und, wer schnell laufe, erweise gewiß noch einen Laib. Unsere Korporalschaft hatte das Gerücht, das Gerücht, ein wenig zu spät erfahren oder vielmehr fast ein wenig zu spät, denn, ganz genau gesagt, ein Kamerad — es war ein junger Maurer aus der Nähe von Frankfurt an der Oder — hatte noch das namenlose Glück, das letzte Brot, das allerletzte Brot zu erlangen, für sich, für uns, so dachte wir. „Für mich!“ so dachte jeder einzelne für sich. Korporalschaft — Kameradschaft. Jeder einzelne hätte gern den zehnfachen Betrag für einen Teil des Brotes hingegeben. Mochte der eine, der so viel schneller als wir anderen gelaufen war, verdienen, viel verdienen!

„Bitte, gib mir von Deinem Brot!“ Hier ist Geld! Zwei, drei Zoll von dem Brot genügen mir schon!“ schrie der Hunger aus meinem hüpfenden Magen empor, dem anderen entgegen, dessen Messer schon häufig durch die knubrige Kruste säbelte.

„Hat mir leid“, entgegnete jener hart. „Ich habe auch Hunger. Viel bleibt sowieso für mich zum Abend nicht mehr übrig oder für morgen früh und morgen mittag und morgen abend — denn wer weiß, ob wir morgen abend wirklich wieder Brot bekommen.“

Ich sprach kein Wort. Ich mochte meine Bitte nicht wiederholen. Ich ging wieder an meine Arbeit: Nasen stecken, Nasen tragen für die Brustwebe des ausgeschachteten Schützengrabens. Ich weiß nicht zu sagen, ob jener einem anderen Kameraden dieselbe Antwort noch gegeben hat. Ich sah nur, wie jener sein Brot — o, es war noch nicht um ein Viertel kleiner geworden! — in den nächsten Unterstand wie einen kostbaren Schatz trug, den er erst zum Vesper, sich zum Genusse, uns anderen zum Leide und Neide wieder hervorholen würde. Die Arbeit wollte uns für diesen Nachmittag so recht nicht schmecken.

Vesper. Der Korporal pfeift. Zwanzig Minuten Pause. Man geht in den Unterstand, den Brotbeutel nach einer letzten Zigarette, nach einem allerletzten Stück Schokolade, nicht aber — man weiß, das ist vergebens! — nach einem allerletzten Stück Brot durchzuwählen.

Der Maurer aus der Nähe von Frankfurt an der Oder tritt kurz vor mir in den Unterstand. Er weiß, was er finden wird. Ich weiß nicht ganz genau, ob ich wirklich noch ein Stückchen Schokolade finden werde. Man ist ein wenig wirt geworden durch die letzten schweren Tage, durch die letzten schweren Nächte. Man ist zwischen der Arbeit nur immer um den einen freisenden Gedanken herumgelaufen: Brot, Brot!

Der von irgendwo da um Frankfurt an der Oder stößt plötzlich einen Fluch aus. Etwas Großes, Braunes, Quiekendes, Bierbeiniges ist ihm aus dem angeschnitzenen, jetzt ganz ausgehöhlten und zerknabberten Brot, das bei der Verküderung in einige unansehnliche Brocken zerfällt, herausgebrungen: eine Matze, eine große rundgebackene Matze, die schon wieder irgendwo zwischen dem nassen Sande verschunden ist.

Einer flucht. Einer wirft angeekelt die letzten Reste eines Schages fort, an dem er sich erfreuen wollte, jetzt, heute abend wieder, morgen früh vielleicht noch einmal. Ein anderer lacht. Mehrere lachen. Ich kann nicht lachen. Ich kann nicht sprechen. Ich denke an die Legende der Heiligen Pharaonis: Brot in Steine verwandelt, Brot in Staub verwandelt, jedenfalls Brot ist nicht mehr Brot. Ich erlebe eine Moral. Die gibt mir einen bitteren Geschmack auf die Zunge. Der von irgendwo da um Frankfurt an der Oder herum sieht mich ganz groß und starr an. Er erwartet von mir Dohn, Schabenfreude, ein triumphierendes Lachen. Ich muß mich stumm abwenden.

Als wir abends zurückkamen, heim in unsere Scheunen an Mande des polnischen Waldes, ist Brot da, viel Brot, frisches Brot, Brot für uns alle. Aber auch die Feldpost ist gekommen, Pakete von den Eltern und von den Freunden. Wir haben Würst und Schinken, wir haben wieder Schokolade und Zigaretten. Ganz oben jedoch auf den Paleten, die unsere Ben noch so müden Arme jetzt ach wie gerne himmwärts tragen, liegt das Brot, unser Brot. Und ein Rauschen kommt uns aus dem Walde entgegen wie eine Stimme, die da spricht: „Nehmet hin und esset —“. Unsere Herzen sind voll vom Gesang....

Gießener Hausfrauen-Verein.

Der Vorstand des Vereins nimmt alle für die gegenwärtige Zeit geeignete Rezepte in der Geschäftsstelle dankbar entgegen.

Wochen-Rüchensettel.

Sonntag: Suppe von Knochen mit Grieseinlage, Rotkraut und Kartoffeln, Rinderbraten in der Bratendüte gemacht.

Montag: Suppe von Magerwürsteln, Fleischbrühe von Bratenresten mit Kartoffelgemüse.

Dienstag: Hahnenfuppe, Kartoffel-Pastete.¹⁾

Mittwoch: Rindfleischsuppe, Würsting-Auflauf.²⁾

Donnerstag: Uebriqgebliebene Rindfleischsuppe, Suppenfleisch mit Meerrettichsauce.

Freitag: Weisauflauf mit gedämpften Kesteln.

Samstag: Suppe von weißen Bohnen, Graupen und Kartoffeln mit Fett geschmelzt.

Kochanweisungen.

¹⁾ Kartoffel-Pastete. Von 200 Gramm Mehl, 1 Kilo-gramm geriebenen kalten Kartoffeln, 100 Gramm zerlassenen Fett, einer kleinen geriebenen, im Fett gar gebrühten Zwiebel, etwas Salz und geriebenem Käse wird ein dicker Teig gewirkt, den man, nachdem er etwas gericht, 1 Zentimeter dick ausrollt. Man legt Boden und Wand einer vorgerichteten Auflaufform damit aus. Jetzt füllt man ein fertiges Kartoffelgemüse hinein, legt einen Teigedekel darüber, so daß die Ränder gut schließen. Befreicht die Oberfläche mit Eierjah und backt die Pastete. Als Füllung nimmt man auch Würstinggemüse oder Rotkraut mit Apfel. Sehr heiß anrichten.

²⁾ Würsting-Auflauf. In 1/2 Liter Magermilch nebst 60 Gramm Fett rührt man 1/2 Pfund Mehl und kocht davon, kräftig rührend, einen dicken Teig, den man erkalten läßt. Zwei Köpfe Würsting kocht und hackt man fein, rührt 3-4 Eier (Eierjah) in den Teig, dann den Wohl und Eierhanea (Ersah), würzt nach Geschmack mit Pfeffer, Salz und Muskat, füllt die Masse in eine vorgerichtete Form und backt die Speise 1 1/4-1 1/2 Stunden, dazu Salzstarkoffeln.

Einfache Tunken, für in Tüten bereitete Spreisen geeignet.

Meerrettichtunke (ohne Fett): 2 Eßlöffel Mehl rührt man mit 1/2 Liter kalter Fleisch- oder Knochenbrühe glatt. Sodann gibt man das Teiglein in 1/4 Liter kochende klare Fleischbrühe und läßt den Beiguh 15 Minuten kochen. Inzwischen schabt und reibt man eine halbe Stange Meerrettich, den man, in die Mehllose gegeben, mit dem nötigen Salz, etwas Muskat und Zucker gewürzt noch 10 Minuten kochen läßt.

Sellerieunke: 1 Sellerieknochen, 150-200 Gramm schwer, wird geschabt, gewaschen und in 1/2 Zentimeter große Würfelchen geschnitten. 2 Eßlöffel Mehl rührt man mit etwas kaltem Wasser oder Milch glatt und läßt das Teiglein in 1 Liter klare kochende Knochen- oder Fleischbrühe einlaufen. Nachdem man den Sellerie dazugegeben hat, wird die Soße 1/2 Stunde gekocht. Nach Geschmack gesalzen, reicht man die Tunke zu Ochsenfleisch, Fisch und dergleichen.

Logogriff.

Glücklich erscheinst du dir selbst, sobald du mit a mich gesunden, Schwachen gebühr' ich mit u, scharsingia dir ich mit ü.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königsbromenade in voriger Nummer:

Grüner kein Verzeiob,
Als in der Rosenzeit
Einsam verflimmern.
Lieber von Menschen weit
Im Alter verwinckern,
Als in der Rosenzeit
Einsam verflimmern.

Martin Greif.